

„Aufgetaut“: Choreografie der Menschwerdung

Thomas Brunnschweiler

Friedrich Schiller schrieb 1795: „Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ In totalitären Staaten wird alles, was nur ansatzweise mit dem kreativen Spiel zusammenhängt, abgelehnt: Selbstironie, freies Theater, Kabarett und teilweise auch Musik. Bei der Menschwerdung geht es also auch um die Fähigkeit, sich auf das Spielen einzulassen. Das tut die Gruppe „Theater Power Flower“ unter der Regie von Dalit Bloch. Die Schauspielerin und Theaterpädagogin arbeitet hier mit Menschen ab 60 Jahren und bringt alle zwei Jahre eine neue Produktion heraus. Die dritte heisst „Aufgetaut“, und es geht darum unter anderem «eingefrorene Träume zum Leben [zu] erwecken» (Caspar Reimer, Wochenblatt). Der Abend ist kein Schauspiel, sondern eine Collage, bestehend aus Lichteffekten, Videoeinspielungen, Texten, autobiografischen Erzählungen, Tanz und Spielszenen.

Auf der Bühne des Neuen Theaters Dornach zehn in weissen Hosenanzügen gekleidete und mit schwarzen Kurzhaarperücken ausgestatte Figuren: 9 Frauen und ein Mann; alle uniform; konfektionierte Figuren. Auf einer Leinwand eine Frau, die sagt: «Die Welt geht uns an, und die Zukunft beginnt.» Die fast asexuell wirkenden Spielenden wirken erst wie Roboter, beginnen, je einen durchsichtigen Plastiksessel aufzupumpen. Auf der Leinwand der Schriftzug «Eiszeit», Schneegestöber setzt ein. Alle setzen sich zu sphärischer Musik. Dann beginnt ein repetitives Lamento über Handymütter, Grillgestank und Laubbläser: eine Persiflage auf die amorphe Masse der unzufriedenen Alten. Eine Frau nimmt die Perücke ab, graue Haare erscheinen. Sie sieht einen Lebenstraum geplatzt. Sie erinnert an den Berliner Appell «Frieden schaffen ohne Waffen» von 1982, an die Ostermärsche. Und jetzt? «Das Armeebudget wird aufgestockt, die Entwicklungshilfe gekürzt ...» Eine sitzende Frau bewegt sich pantomimisch, die anderen öffnen und schliessen rätselhaft ihre Münder. Ein wilder Tanz zu Technomusik beginnt. Langsam aber voraussehbar beginnt eine Metamorphose.

Peter Bruder, der einzige Mann der Truppe, erzählt von Träumen und sagt: «Die Wirklichkeit ist ein Märchen, das die Wissenschaft nicht kapiert», ein Zitat von Georg Kreisler. Das ist eine subtile Kritik an der utilitaristischen Rationalität der Experten, die laut Kreisler das Leben und den Tod fürchten. Und nun nimmt eine nach der anderen Frau ihre Perücke ab, zeigt mit einem Schal oder einer Krawatte einen Farblecks und erzählt von ihren Träumen und Erinnerungen. Die eine schwärmt von ihrem zur Realität gewordenen Suppenstubentraum, eine andere erzählt von ihrer Fast-Begegnung mit ihrem Idol Max Frisch in Zürich. Ein langsamer cooler Tanz beginnt. Alle reden, als wären sie schon gestorben. Eine Frau zitiert den italienischen Poeten Franco Arminio: «Ich sagte den anderen Toten: Lasst uns näher rücken, es macht keinen Sinn, dass sogar hier jede*r für sich bleibt.» Hier grüsst der makabre Humor mit einem Augenzwinkern, ohne morbide zu wirken. Alles changiert zwischen Spiel und Ernst, Selbstironie und Sarkasmus. Der gemeinsam inszenierte Text von Mani Matters «Zündhölzli», der in der Vision eines Weltkriegs mündet, endet mit einem Tohuwabohu mit chaotischen Klängen, schmerzverzerrten Körpern der geplagten Menschheit und dem Schrei der gequälten Kreatur. Immer mehr der

normierten Figuren entledigen sich ihrer Perücken, werden zu Individuen. Sie erzählen von ihren Träumen der Jugend oder den Traumata von frühen Übergriffen. Dann legen alle ein rosa Stirnband an und rotieren im Hamsterrad der Selbstoptimierung im Fitnesscenter, im Yoga, gehypt durch Ratgeber. Am Ende jedes Statement ertönt der Ruf: «How!» Plötzlich sagt eine Frau: «Ich habe andere Ziele, ich will das Leben genießen, ausschlafen. Schaut euch einmal an. Alle im Hamsterrad.» Und zur Antwort erhält sie unisono den Ruf: «Hau ab!»

Dann aber werfen alle ihr weissen Gewänder ab, erscheinen in bunten Röcken und Anzügen. Die Metamorphose zur Freiheit des Alters, zum ganzen Menschsein vollzieht sich vor dem Auge des Publikums. Bei den Sesseln ist jetzt die Luft draussen. Noch einmal schwärmen einige von Entspannungswshops, von Atemübungen, und der Mann ruft: «Ich – Om!» Wieder folgen autobiografische Erzählungen über das Muttersein und den Albtraum, keine Kinder zu haben. Dann folgen Fragen ans Publikum, die nur scheinbar absurd erscheinen: «Hätte etwas anderes aus Ihnen werden können? Soll ich das Zeitungsabo abbestellen? Darf sich die Wahrheit alles erlauben? Bin ich der Schlafsack meiner Seele? Was stirbt, wenn ich mich ändere?» Lange, fast beklemmende Stille. Und dann blitzt ein zentraler Gedanke des spanischen Dramatikers Calderon auf: «Ist alles ein Traum?» Und: «Ist nicht die Unentschlossenheit der beste Beweis des freien Willens?» Am Ende wird der Text von «I have a dream» von Abba eingeblendet. Alle tanzen, und das Publikum kann das Lied mitsingen. Aus der uniformierten Masse sind Individuen geworden, die sich zu einer Gemeinschaft zusammenfinden: die Choreografie der Menschwerdung.

Standing Ovationen für einen subtilen, hintergründigen, aber nie moralisierenden Abend mit starken Persönlichkeiten auf der Bühne und die formidable Arbeit der Regisseurin Dalit Bloch, das Bühnenbild, die Kostüme, die Videos, die Musik und das Lichtdesign. Der Beweis ist geliefert: Die Alten haben uns definitiv etwas zu sagen.